



Anni Weizenegger, Jahrgang 1931, gebürtige Lindenbergerin

Milch in allen Variationen

Meine Mutter war ledig, stammte aus armen Verhältnissen und arbeitete als Näherin in einer Hutfabrik. Das spärliche Einkommen der Mutter reichte nicht einmal für das tägliche Brot. Es gab noch kein Sozialamt, kein Kindergeld, keine Alimente vom Vater. „Hauptsächlich und überwiegend bin ich mit der Milch groß geworden. Jeden Morgen ist der Milchmann gekommen mit einem Zweirädler, da waren zwei große Kannen Milch droben. Mit einem Literhäfele hat er die Milch herausgeschöpft. Also Milch war jeden Tag da. Während der Schulzeit, das war furchtbar, da bin ich mittags heim und hab Milch getrunken. Wir hatten einfach nicht mehr.“ Zweimal am Tag Milch in allen Variationen: aufgewärmt, angedickt mit Mehl, mit Haferflocken, mit Brotresten, als Grießmus – so sah unser Speiseplan aus. Gemüse gab’s, wenn überhaupt, nur am Sonntag. Obst, Nudeln oder gar Fleisch waren ein nicht erschwinglicher Luxus. Oft mussten wir mit knurrendem Magen ins Bett gehen.

Im Sommer haben wir am Waldsee Heidelbeeren gepflückt und in einem Laden in Lindenberg gab es manchmal Äpfel mit braunen Flecken. Da bettelten wir Kinder, dass wir ein paar bekamen zum Ausschneiden, dann war der Hunger wieder gestillt.

Die Baracken

Ich wuchs in den Baracken auf, wie die Armensiedlung damals genannt wurde.

(21 Hilfswohnungen in Ellgassen, errichtet 1926, erst 1956 durch massive Gebäude mit Einfachstwohnungen ersetzt) Grob zusammengezimmerte Holzhütten am Stadtrand ohne fließendes Wasser, dafür mit Brunnen und Gemeinschaftsklo auf dem Hof. Wir hatten ein kleines Zimmer zur Verfügung, 2,50 DM kostete es im Monat. Die abgenutzte Einrichtung bestand aus zwei Betten, zwei Stühlen, einem Tisch, einem Kleiderschrank und einem Geschirrkasten. Als Waschgelegenheit diente ein Hocker, auf dem ein Blecheimer stand. Zum Kochen und Heizen gab es einen Herd. „Den hat es selber gefroren, der war allat kalt.“ Denn auch Holz kostete Geld. „Wenn das Holz nass war, wurde es schwarz und das Feuer ging aus.“

Das hat dann so geraucht, dass wir uns nicht mehr drinnen aufhalten konnten, dann sind wir rausgegangen.“

Alltag in den Baracken

Schwierig, unter solchen Umständen ein warmes Essen zuzubereiten oder ein Bad zu nehmen. Das Wasser für die Blechwanne musste eimerweise herangeschleppt und aufgewärmt werden. Die Winter waren ein Alptraum, denn die dünnen Wände der Holzbaracke boten kaum Schutz vor der Kälte bei Minusgraden. „Im Winter hast du dich kaum aufhalten können, da sind wir mit den Kleidern ins Bett. Furchtbar. Die Wände waren weiß, eisig, und die Fenster hatten nur ein Glas und die Rahmen waren nicht dicht, haben nicht gut geschlossen. Me, war das ein Leben da unten!“ Musste man nachts aufs Klo, hieß es, raus auf den stockdunklen Hof auf das Gemeinschaftsklo. Denn auch Licht war Luxus. Wollte man im Zimmer Licht haben, musste man 50 Pfennig in einen Stromkasten einwerfen. War kein Geld da, mussten wir uns mit Kerzenresten behelfen oder es blieb dunkel. Dann gingen wir eben früh ins Bett.

Den alten Lindenbergern war die Ortsbezeichnung „I de Baracka dunda“ ein geläufiger Begriff. Im Band 1 „Aus vergangenen Tagen“ von Hans Stiefenhofer widmet sich das Kapitel „Der Schandfleck“ den Zuständen in der damaligen Armensiedlung.

Schuhe mit Holzsohlen

Morgens hieß es dann wieder raus aus dem Bett und rein in das einzige paar Schuhe. „Ich hatte immer Schuhe im Winter, aber was für welche, oh je! Ich hatte Schuhe mit Holzsohlen und in der Früh waren die bockhart, weil die ja noch nass waren vom Abend vorher.“ Es war nicht einfach, damit durch den Schnee zur Schule zu stapfen, denn an der Holzsohle blieb der Schnee kleben. Es bildeten sich hohe Stollen, sodass man kaum laufen konnte. Zum Frühstück gab es Milch, wenn überhaupt, für ein Pausenbrot fehlte meist das Geld. Fünf Pfennig kostete ein hartes Stück Zwieback. Viel besser schmeckte das Pausenbrot einer Schülerin aus der Parallelklasse, die mir ab und zu was abgab.

Bei mir brennt's!

Wenn ich morgens zur Schule ging, war die Mutter schon außer Haus bei der Arbeit und kam erst abends wieder. Sie musste um sieben Uhr morgens in der Fabrik sein und weckte mich, bevor sie ging. Manchmal bin ich wieder eingeschlafen, dann musste ich von Ellgassen in die Schule springen oder, wenn ich es nicht mehr rechtzeitig schaffte, lügen, dass mir schlecht war. Mein Gewissen hat mich immer sehr geplatzt, denn ich wollte ja nicht lügen.

So war ich oft allein zu Hause. Einmal wollte ich mir eine Schüssel Milch warm machen und brachte mich dabei in Lebensgefahr. „Da war auf dem Tisch ein Spirituskocher, so ein eiserner, uralter. Unten war ein Schüsselchen aus Blech, da hat man den Spiritus reingeschüttet. Zündholz war auch da. Dann hab ich das angezündet, ich hab gar nicht gemerkt, das was danebenläuft und der ganze Tisch hat gebrannt. Da hab ich an die Wand geklopft, in der Baracke hört man das doch gleich, und gerufen: Bei mir brennt's! Bei mir brennt's! Die daneben haben das gehört und die Frau Fehr ist gekommen und hat mit Lumpen das Feuer ausgeschlagen. Als Kind war das gar nicht lustig.“

An meine Schulzeit denke ich nicht so gerne zurück. Ich wurde oft gehänselt, nicht nur wegen meiner abgetragenen Kleidung, sondern auch, weil ich immer wieder Kopfläuse hatte.

Ein Butterbrot oder ein Pfannkuchen muss her!

Irgendwann, als ich wieder einmal mit knurrendem Magen mittags von der Schule heimkam und nur Milch da war, hatte ich genug. Ein Butterbrot oder besser noch ein Pfannkuchen musste her. Kurzerhand leerte ich meinen Ranzen aus, nahm ihn auf den Rücken, ging zur nächsten Haltestelle und bestieg einen Zug, dann einmal umsteigen und zu Fuß weiter. Schließlich kam ich in Hergatz an, wo es einige Bauernhöfe gab. Von einem Hof zum anderen habe ich um Essen gebettelt. „Dann habe ich ein bisschen Mehl gehabt, ein paar Scheiben Brot und zwei Eier. Das habe ich dann meiner Mama gebracht. Die hat sich schon Sorgen gemacht, wo ich so lange bin und hat sich gefreut, was ich mitgebracht habe. Dann hat sie einen Pfannkuchen gemacht, aber wir hatten kein Fett. Es war einfach schlimm.“ Aber auch ohne Butter schmeckte der Pfannkuchen sehr gut.

Die Frage, warum wir so arm waren, habe ich als Kind nie gestellt

Wir hatten uns daran gewöhnt. Als Hutnäherin verdiente die Mutter wenig und vom Staat war keine Hilfe zu erwarten. Für uneheliche Kinder gab es damals keine Unterstützung. „Die ganze Baracke, alle waren arm. Es gab schon einige, die hatten mehr. Die hatten eine Tante in München oder Amerika und haben ab zu ein Päckchen bekommen. Aber im Großen und Ganzen hatte niemand was.“

Erst als Jahre später der zweite Weltkrieg ausbrach, verbesserte sich für uns die Lage etwas. Mit den Lebensmittelmarken gab es endlich regelmäßig Brot, Wurst und Gemüse für uns. Sonst waren wir auf die Hilfsbereitschaft von Nachbarn und Bekannten angewiesen, die uns abgetragene, oft auch löchrige Kleidung schenkten. Für ein paar Pfennige nähte eine ältere Frau mir Kleider aus Stoffresten zusammen.

Eine Familie ist mir besonders im Gedächtnis geblieben: die Schuhwerks. Die Familie war neuapostolisch, hatte mehrere Kinder und einen Hund und ließ mich öfter am Mittagstisch Platz nehmen. Dadurch lernten meine Mutter und ich die neuapostolische Kirche kennen. Als wir konvertierten, war ich etwa vier Jahre alt. Auch wenn ich anfangs nicht viel von der Predigt verstand, war es für mich ein schönes Erlebnis, meiner Mutter eine Stunde lang ganz nahe zu sein. „Da hab ich mich immer so gefreut, wenn wir in die Kirche sind, denn da hab ich meiner Mama auf den Schoß sitzen dürfen. Das war für mich das Glück!“

Ein Radio gab es keines. Wenn Mama daheim war, haben wir miteinander gesungen. Sie lernte mir immer die Lieder und hat mit ihrer Altstimme gesungen. Das war sehr schön. Dann durfte ich im Kinderchor mitsingen, meine Tante Fini hat ihn geleitet und Orgel gespielt.

1945 kam ich zur Konfirmation, der Krieg war noch nicht zu Ende und ich hatte kein Kleid, das war für mich eine große Sorge: „Lieber Gott, wie soll ich zur Konfirmation, wenn ich kein Kleid habe?“ Eine alte Frau aus den Baracken nähte mir dann aus alten Kleidern mit zweierlei Stoff ein Kleid. Da war ich froh, dass da der liebe Gott geholfen hat.

Langweilig war es mir selten

Die Kinder der Schuhwerks ließen mich mit ihren Spielsachen spielen, eigene hatte ich keine. Aber langweilig war es mir selten. Denn die Kinder in der Armensiedlung hatten die tollsten Ideen für Spiele. „Da sind wir ins Gras gelegen auf den Bauch und der andere hat mit dem Finger auf den Buckel eine Zahl draufgeschrieben und man musste raten, ist es drei oder sieben oder... das war unsere Unterhaltung. Oder faules Ei, einen Kreis machen, mit dem Taschentuch rumlaufen und bei einem lässt man es fallen. Dann musst du einem auf den

Buckel klopfen und losrennen und der andere muss dich erwischen. Versteckus haben wir gespielt. Oder man hat sich einen Stecken gesucht und mit den Felgen von Fahrrädern „g'roiflet“. Die sind nicht so schnell gerollt, denn der Kiesboden hat gebremst. Aber gescheppert hats, jeder hat noch lauter gescheppert. Das war nett.“

Die größeren Kinder haben uns kleinere überall mitgenommen und gezeigt, was man alles machen kann. Im Sommer waren wir oft im Wald und sammelten Tannenzapfen und Reisigäste für die Heizung im Winter. Jeder hatte einen Rupfensack dabei und wenn er voll war, gingen wir wieder heim. Die Buben hatten eine kleine Axt dabei zum Äste abhacken. Und im Herbst suchten wir Holderbüsche. Aus dem Holder konnte man Holdermus machen, aber nur, wenn Zucker im Haus war.

Mein Pflichtjahr in Lindau

Im Mai 1945 ging der Krieg zu Ende und ich wurde 14 Jahre alt. Ich musste ein Pflichtjahr absolvieren, das Adolf Hitler noch eingeführt hat. Ich bekam eine Stelle in Lindau im Elisabethenhaus beim Orden der Barmherzigen Schwestern. Das Haus war eine private Institution und kein richtiges Krankenhaus. Meine Mama ist mit mir nach Lindau gelaufen, weil noch keine Züge fuhren. Wir hatten damals einen Leiterwagen, darauf war eine Schachtel mit meinen paar Klamotten. Meine Mama führte ein Gespräch und es wurde ausgemacht, dass ich 15 DM Lohn im Monat bekommen und am Sonntag von 14 bis 18 Uhr frei haben sollte. Und ich durfte am Sonntag in den Gottesdienst gehen. Meine Arbeitszeit war von sieben bis etwa 21 Uhr abends. Das war eine große Umstellung, weil ich halt noch lieber mit den Kindern gespielt hätte.

Ich bekam Essen in dem Haus, ein ganzes Jahr, jeden Tag fünf Mahlzeiten, das war mein größtes Glück. Es waren fünf Nonnen und Schwester Theofila war immer für mich da, sie war so nett zu mir, dass ich mein Heimweh vergessen konnte.

Ich war beliebt bei den Patienten und lernte den Umgang mit fremden Menschen. Am Freitag war OP-Tag und danach musste ich im OP putzen helfen, da sah ich viel Blut. Ich musste auch helfen, Patienten ins Bett zu tragen. Es gab keinen Aufzug und man musste das Essen bis in den zweiten Stock tragen, acht Teller Suppe auf einem Tablett. Es waren immerhin ca. 30 Patienten im Haus.

Am Montag kamen die kleinen Kinder dran, das war immer ein Mordsgeschrei. Die Kleinen ohne Mama taten mir leid, ich musste sie versorgen und trösten.

Putzen war meine Hauptbeschäftigung, das habe ich dort gründlich gelernt.

Und wenn ich am Sonntagnachmittag frei hatte, bin ich an den Hafen gegangen und habe den Schiffen zugeschaut. Bei den Leuten, die aus der Schweiz kamen, habe ich immer gedacht, die haben bestimmt eine Tafel Schokolade in der Tasche. Die hätte ich gerne gehabt.

Mein Pflichtjahr war im Mai 1946 zu Ende und eine Patientin, eine Bäuerin von einem großen Hof fragte, ob ich nicht bei ihr arbeiten wolle. Da gab es auch Arbeit pur, keine freie Stunde. Sechs Kinder versorgen, den fünf Mädchen jeden Morgen die Zöpfe flechten, Schuhe putzen, Obstkisten tragen. Die hat mich richtig ausgenutzt für Essen und ein paar Mark. Im Dezember, nach der Ernte, bin ich entlassen worden. Ich war froh und nix wie heim nach Lindenberg zur Mama.

Ein großer Wunsch von mir nach dem Krieg war ein Fahrrad

In Lindenberg suchte ich mir zuerst eine Arbeit, die bekam ich bei Velveta (heute Bayernland). Dann ging ich zum Rathaus und stellte beim Wohnungsamt einen Antrag auf eine bezahlbare Wohnung und beklagte mich über die Zustände in den Baracken. Ich forderte auch

Bezugsscheine für Kleidung und Schuhe und wehrte mich gegen unsere Armut. Ich war sechzehn Jahre alt und nicht mehr so schüchtern. Alle vier Wochen ging ich ins Rathaus wegen der Wohnung. Denen habe ich die Hölle heiß gemacht. Endlich konnten wir in die Färberstraße ziehen. Grad nichts Besonderes, aber besser als die Baracken.

Und als es die ersten Fahrräder gab, machte ich meinen Wunsch wahr. Es kostete 240 DM. Ich machte eine Anzahlung von 20 DM. Zwei Jahre lang monatlich 20 DM, dann gehörte es mir. Bei der Anzahlung war ich gerade achtzehn Jahre alt. Ich verdiente 55 Pfennig in der Stunde.

Wenn ich mit meinem Freund und späteren Ehemann etwas unternehmen wollte, ging das nur mit dem Fahrrad. Ein paar Mal sind wir mit dem Rad nach Oberstdorf gefahren und auf das Nebelhorn gelaufen. Übernachtet haben wir in einem kleinen Stadel. Einmal sind wir mit dem Rad nach München zum Oktoberfest geradelt. Vier Tage nach München und zurück. Ich weiß auch noch, dass wir einmal nach Lindau geradelt sind, zum Bootfahren auf dem Bodensee. Aber auf dem Heimweg mussten wir das Fahrrad meistens bergauf schieben.

Mein Rezept für ein glückliches Leben

Geldsorgen habe ich heute nicht mehr. Nach dem Krieg habe ich mit meinem schon verstorbenen Mann Richard ein Fuhrunternehmen aufgebaut und fünf Töchter großgezogen. Ich habe fünfzehn Enkel und sieben Urenkel.

Ich habe meine Lebensgeschichte aufgeschrieben und drucken lassen. Dankbar bin ich und ein bisschen stolz auf das, was hinter mir liegt. Wenn mich jemand nach einem Rezept für ein glückliches Leben fragt, sage ich: „Weißt du, ich bin neuapostolisch, ich gehe auch jeden Sonntag in den Gottesdienst. Ich weiß auch, dass es mir jetzt gut geht und ich bedanke mich jeden Sonntag. Ich bin froh, dass ich es geschafft habe und bin glücklich.“

Ein Teil des Grundstückes, auf dem früher die Baracken standen, ist seit vielen Jahren in Familienbesitz. Da hat meine jüngste Tochter ein Mehrfamilienhaus gebaut. Kaum vorstellbar, welche Not und Armut früher hier herrschte.

April 2019